



Oliver Powalla

## Die Übersetzung der Klimakatastrophe

Partizipative Wissenschaft in Indien

 **oeekom**

Oliver Powalla  
**Die Übersetzung der Klimakatastrophe**  
Partizipative Wissenschaft in Indien  
ISBN 978-3-86581-764-8  
292 Seiten, 16,5 x 23,5 cm, 34,95 Euro  
oeekom verlag, München 2015  
©oeekom verlag 2015  
[www.oeekom.de](http://www.oeekom.de)

„Today's puzzle, for academics and activists, are less about why difference exists and more about how people can overcome their positional differences and come together on issues of common concern“. (Jasanoff 2004, 32)

Die Wissenschaft wird immer wieder mit gesellschaftspolitischen Anforderungen konfrontiert. Historisch wechselnde gesellschaftliche Erwartungen können dabei zu Triebfedern ihrer Erneuerung werden. Die Umweltpolitik ist hierbei sicherlich das leuchtendste Beispiel. Sie wird von hitzigen Kontroversen begleitet, in denen NGOs und soziale Bewegungen vermeintliche Monopole von Kompetenz und Wissen hinterfragen. Im gleichen Maße wie sich die öffentliche Aufmerksamkeit für Umweltgefahren steigert, verbreitet sich ein allgemeiner Handlungsdruck, der die Selbstgenügsamkeit der Forschenden mit sich reißen und desavouieren kann.

Diese gesellschaftspolitischen Einflüsterungen, die Forschung und Lehre verändern, hallen in der wissenschaftlichen Selbstreflexion wieder. Rudolf Stichweh hat die Universität innerhalb von globalen Formen der Kommunikation verortet und darauf hingewiesen, dass sich ihre nationalen Glieder in einen Korpus weltgesellschaftlicher Problemlagen einfügen. Parallel zur zunehmenden Transnationalisierung der Forschung konstatiert er ein sich intensivierendes Außenverhältnis der Wissenschaft. Grundsätzlich geht er davon aus, dass wissenschaftliche Erkenntnisse die soziale Wahrnehmung von Problemen orientieren und gleichsam die Instrumente zu ihrer Lösung verbessern. Klimaforschung nimmt für ihn eine doppelte Rolle ein: Sie nuanciere die Unsicherheit über die Trends der Zukunft und räume zugleich grundsätzliche Zweifel aus, ob denn überhaupt ein Klimawandel passiere und der Mensch dafür verantwortlich sei. Ihre herausragende Bedeutung erhalte sie dabei vor allem durch den Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) und seine eigentümliche Organisationsstruktur. Während sich WissenschaftlerInnen für gewöhnlich dezentral austauschen und ihre Erkenntnisse meist nebeneinander stehen lassen, hat sich der IPCC als internationales Nadelöhr und gemeinsame „Artikulations- und Steuerungsebene“ etabliert (Stichweh 2000, 179). Mit diesem Konzentrationsprozess – in dem Kompetenz geballt, ihre Weiterentwicklung koordiniert und eine Choreographie der Handlungsempfehlungen erstellt wird – vergrößert sich nach Stichweh auch der weltpolitische Einfluss der Wissenschaft.

Eine ähnliche Position schreibt ihr Thomas F. Gieryn zu. Innerhalb seines konstruktivistischen Ansatzes erscheinen die Grenzen der Wissenschaft wesentlich fragil. Ihr soziales Territorium muss folglich kulturell errichtet und anschließend gegen heterodoxe Ansprüche auf Wahrheit und legitime Erkenntnis verteidigt werden: „'Science' becomes a space on maps of culture, bounded off from other territories, labeled with landmarks showing travelers how and why it is different from regions of common sense, politics or mysticism.“ (Gieryn 1999, x) Das ‚boundary work‘ der WissenschaftlerInnen beschränkt sich aber nicht darauf, Grenzen zu sichern und zu kontrollieren. Zur Defensive kommt eine offensive Strategie hinzu, in der die Anzahl der Fragen und Entscheidungen vermehrt werden, die nur dann adäquat zu fällen sind, wenn sie wissenschaftlich abgewogen wurden. Das nichtwissenschaftliche Außen besiedeln in Gieryns Perspektive drei Sozialtypen. Neben den epistemischen Kontrahenten existieren dort auch diejenigen, die in ihren praktischen Entscheidungen von wissenschaftlichen Erkenntnissen abhängen ebenso wie die Betroffenen institutioneller Maßnahmen, die auf (sozial-)technologischen Voraussetzungen gründen und somit ohne wissenschaftliche Experimente und Forschung niemals entwickelt worden wären.<sup>19</sup> John Pielke Jr. hat diese Formen der Bereitstellung wissenschaftlichen Wissens präzise aufgeschlüsselt. Das Spektrum der Folgen und Konsequenzen wird dabei durch zwei gegensätzliche Fälle abgesteckt. Bedeutsam ist dabei die Einsicht, dass wissenschaftliche Erkenntnis politisches Handeln nur unter extremen Bedingungen determinieren kann. Beispielsweise wenn sie nachweisen würde, dass ein gigantischer Meteorit auf die Erde zusteuert und die Weltgemeinschaft dadurch auf die ‚ultima ratio‘ zurückgeworfen wäre, mit dem Einsatz von Atombomben den Untergang des Planeten zu verhindern. In der Regel liegen die Dinge aber komplizierter. Meistens ist weder der Forschungsgegenstand einfach und klar strukturiert noch sind die Maßstäbe seiner Bewertung einheitlich. Es vermischt sich sodann eine „high uncertainty“ mit der Pluralität der „value differences“ (Pielke 2007, 114). In einem solchen Gemenge rät Pielke WissenschaftlerInnen dazu, zurückhaltend aufzutreten und sich von politischen Ambitionen zu distanzieren. Anstatt Unsicherheiten zu minimieren, bestehe die wissenschaftliche Aufgabe in ihrer Steigerung. Wissenschaft wirkt somit nicht als determinierende Kraft. Sie tritt vielmehr als mehrdeutige Inspirationsquelle auf (Pielke 2007, 94).

---

<sup>19</sup> Mit der Unterscheidung von Orientierungswissen und Orientierungshilfen beschreiben Brunnengräber et al. dieselben Außenverhältnisse der Wissenschaft. Mit ihrer Aufforderung zu einer selbstreflexiven Forschungspraxis sprechen sie zugleich das an, was Gieryn „expansion“ nennt (Gieryn 1999, 16), eine Symbiose von Politik und Wissenschaft, durch die Erkenntnis zum machtvollen Instrument sozialer Ordnung wird (Brunnengräber 2008, 62f.).

Eine radikalere Position wurde unter dem Stichwort ‚Mode II‘ formuliert. Das AutorInnenkollektiv um Helga Nowotny und Michael Gibbons geht weiter, als nur von der Zunahme der gesellschaftlichen Verstrickungen der Wissenschaft zu berichten. Nach ihrer Einschätzung kooperieren die Teilbereiche der Gesellschaft heute innerhalb von ‚transgressiven Arenen‘, in denen interne und externe Zuständigkeiten, Mittel und Ziele ununterscheidbar werden, eine Verortung wissenschaftlichen Handelns mithin geradezu unmöglich wird (Nowotny, Scott, and Gibbons 2006). Für diese Phänomene werden sich in dieser Arbeit, so viel sei vorausgeschickt, einige empirische Indizien zeigen. Bei Nowotny et al. stellt sich allerdings der Eindruck ein, dass sie ihre frappierende These aufstellen und gleich wieder relativieren. Für die Erkenntnisproduktion gilt zunächst einmal, dass Wissen im Kontext seiner Anwendung entsteht: „Because of its success, science has come under more and more pressure from society to deliver effective solutions to a wider range of increasingly complex problems. Through this process science is being drawn into the production of more and more contextualized knowledge – in other words, attempts to solve problems that have their origins in the concerns of particular individuals, groups or organizations, or even society as a whole“. (Nowotny, Scott, and Gibbons 2006, 106) Allerdings kratzt ein solcher Austausch nicht unbedingt am praktischen Sinn für die eigene Zugehörigkeit. Selbst wenn WissenschaftlerInnen ihre Forschung stärker daran ausrichten, welche epistemischen Werkzeuge in Politik, Ökonomie und Zivilgesellschaft gerade benötigt werden, scheint das Gespür für die Eigenart ihres Verhaltens, ihrer Fähigkeiten und Karrierewege nicht beeinträchtigt zu werden.

Auch gegenüber Stichweh, der das Neue der Klimaforschung in ihr organisiertes Außenverhältnis verlegt, muss darauf hingewiesen werden, dass Partizipation zu einer weitaus größeren Verunsicherung oder – positiv gewendet – tiefergehenden Neustrukturierung der Wissenschaft beitragen kann. Zugespitzt formuliert operiert sie dann sehr wohl in einem Modus der Interferenz, der jedoch bisweilen von einer intervenierenden Praxis übertrumpft werden kann. An einem solchen Kippunkt überschreitet wissenschaftliche Tätigkeit ihren normalen Bedeutungshorizont. Zwischen den Partizipanten, die aus vormals getrennten sozialen Welten zusammenkommen, vertauschen sich dann die Rollen, sodass die klare Scheidung von innen und außen in der Tat schwierig wird. Eventuell eröffnen sich hier Momente radikaler Unbestimmtheit, in denen nicht eindeutig definiert werden kann, was zu tun und was zu unterlassen ist. Partizipation bewirkt dann eine Metamorphose der Wissenschaft, die fortan am Ideal der gesellschaftlichen Kollaboration gemessen wird. Es wird noch zu klären sein, wodurch dieser Phasenwechsel ausgelöst wird, wie lange er anhält und was aus ihm folgt.

Zunächst einmal wird im Folgenden erkundet werden, was Latour und Bourdieu zu dieser Diskussion über den gesellschaftlichen Ort und die soziale Konnektivität der Wissenschaft beitragen. Welche Erwartungen wecken ihre allgemeinen Modelle wissenschaftlichen Arbeitens? Welche Hypothesen lassen sich aus ihren Grundlagentheorie destillieren, um die Funktionsweise partizipativer Forschung zu begreifen?

## **1.1 Wissenschaft als Bruch oder Vernetzung?**

### **1.1.1 Das wissenschaftliche Kollektiv**

Nach Latour charakterisiert die moderne Wissenschaft ein Paradox. Während sich in der Forschungspraxis vermeintliche Gegensätze, vor allem der von Subjekt und Objekt immer schon berührten und vermischten, wurden diese im wissenschaftlichen Selbstverständnis fein säuberlich getrennt. Auf der Grundlage dieser dichotomen Weltanschauung wurde das Verhältnis von Natur und Gesellschaft auf doppelte Weise radikalisiert: Einerseits wurden die Ressourcen der Natur rücksichtslos für die Erfordernisse der gesellschaftlichen Entwicklung ausgebeutet; andererseits, hier verkehrt sich der Vektor der Herrschaft, sollte eine objektive Erkenntnis der Natur allgemeine Gesetze freilegen, denen sich wiederum das gesellschaftliche Leben unterzuordnen hatte. Diese Logik der Separation durchzieht den modernen Begriff von Wissenschaft. Die Wahrheit von Aussagen lasse sich demnach nur erreichen, wenn sie dem Radius der individuellen und kollektiven Interessen entzogen werde, um soziale Verzerrungen auszuschalten (Latour 2008, 47f.).

Allerdings fordert diese Neutralisierung nach Latour eine Wiederkehr des Verdrängten heraus. Ob nun versucht wurde, die Natur oder aber die Gesellschaft passiv zu halten, stets wurden die Prozeduren der Reinigung und der Ausschließung von Unstimmigkeiten heimgesucht. Die Aktivität der Materie und der Willen der sozialen Akteure tauchen stets wieder auf, sei als ökologische Krise, die auf die Unwägbarkeiten der Atmosphäre hinweist, oder als soziales Bedürfnis, Anerkennung für die eigene, bereits geleistete oder noch zu leistende Forschung zu erhalten: „So ist die Moderne nicht das falsche Bewusstsein der Modernen und wir müssen darauf achten, daß wir der Verfassung – wie der Idee der Revolution – nicht ihre eigentümliche Wirksamkeit absprechen. Denn sie hat die Vermittlungsarbeit nicht beseitigt, sondern im Gegenteil erlaubt, sie zu steigern.“ (Latour 2008, 57) Latour hat die Geschichte der Moderne neu geschrieben. An die Stelle ihrer Ausschließungen hat er die unzähligen Medien, Techniken und Handgriffe der Vermittlung gesetzt. Innerhalb dieser großen Erzählung sind Objekte keine schieren Projektionen. Sie verschwinden nicht in den

neuronalen Windungen des Verstandes und seinem schematischen Weltzugang a priori. Stattdessen sind sie tatsächlich am Aufbau der Gesellschaft beteiligt als technische Artefakte oder organische Materie und in dieser Rolle erkennbar durch ihre vernehmbaren Regungen und die sie repräsentierenden Begriffe.

Diese Verwicklungen strukturieren auch die Beziehungen einer vormals isolierten Wissenschaft zu ihren Grenzen neu. Um das Agieren von WissenschaftlerInnen zu beschreiben, verwendet Latour – ähnlich wie Bourdieu – ein ökonomisches Vokabular.<sup>20</sup> Die Art und Weise, wie Untersuchungsgegenstände ausgewählt, Kollaborationen zusammengestellt und Resultate veröffentlicht werden, hänge demnach von strategischen Überlegungen ab. Wissenschaftlicher Erfolg zeichnet sich nicht allein dadurch aus, dass Erhebungen exzellent organisiert und Auswertungen stichhaltig sind. Sie müssen von der Gemeinschaft der Forschenden entsprechend honoriert werden. Durch ihre „Credibility“, das heißt dem Vertrauen in ihre Person und ihre Ergebnisse, wird WissenschaftlerInnen „Credit“ verliehen, sprich sie werden dazu befähigt, sich in der Welt der Wissenschaft zu bewegen und durchzusetzen (Latour and Woolgar 1986, 194ff.). Wer gewinnbringend in eine Untersuchung investiert, kann das darin angehäufte Wissen konvertieren. Durch seine Formwandlung wird es zum Türöffner für Konferenzen, weckt eventuell die öffentliche Aufmerksamkeit oder überzeugt als Druckmittel in der Politik der geldgebenden Institutionen.

Latour hat ein Kreislaufmodell wissenschaftlicher Tatsachen entwickelt. Die akademische Arbeit ist demnach nicht in ein klar umrissenes Territorium eingeschlossen, sie wabert vielmehr durch unterschiedliche Sphären, in denen sie auf heterogene Elemente und Personen einwirkt oder von diesen affiziert und beeinflusst wird.<sup>21</sup> Diese kreisförmige Bewegung durchläuft idealerweise fünf Schleifen: Den Gegenstandsbezug wissenschaftlicher Untersuchung bezeichnet Latour als ‚Mobilisierung der Welt‘. Egal ob sie mit den Instrumenten der Naturwissenschaften, den Methoden der Sozial- und Kulturwissenschaften oder wie in der Philosophie einfach nur mit einer alltäglichen Sach- und Weltkenntnis operiert, Forschung ist immer Forschung über etwas. Sie benötigt eine gewisse Menge von Daten, wobei die Praxis

---

<sup>20</sup> Wie Latour später deutlich macht, ist dieses ökonomische Kalkül aber nicht in rationalen Entscheidungen fundiert. Im Gegenteil wird es durch das Drängen und Treiben des Begehrens bestimmt, das sich im Verhältnis zu Anderen und zu Gegenständen der Lust bemerkbar macht, ohne einer übergreifenden Logik des Gleichgewichts oder der effizienten Akkumulation zu folgen (Latour and Lépinay 2010).

<sup>21</sup> Jan-Hendrik Passoth charakterisiert die Grundeinheit dieser vielfältigen Verflechtungen als „material semiotisch“ (Passoth 2010, 52). Er kommt dabei auch zu einer verblüffenden Einschätzung der ANT insgesamt. In der Gesamtschau hält er das Anliegen der ANT, trotz ihres oftmals revolutionären Gestus, für wenig gewagt: „Material-semiotische Ansätze sind, entgegen einer geläufigen Reaktion, eigentlich bescheidene Soziologien. Sie hüten sich davor, mit dem konzeptionellen Framework bereits substantielles vorzuentcheiden, das erst aus empirischer Analyse sich ergeben kann: wer oder was sind Akteure, wer oder was sind beteiligte Entitäten, was ist eine Handlung, eine Praxis, was sind die Ordnungsmodi?“ (ebd.) Die vorliegende Arbeit widmet sich demgegenüber auch der Frage, Bourdieu ist der Garant dieser Perspektive, ob eine adäquate Beschreibung des Sozialen, nicht auch dem nachspüren müsste, was der empirischen Gegenwart voraus liegt. Ein vorab Existentes, in der Zeit Kontinuierendes, das den Moment orientiert und die Zukunft der Handlungssituation formt.

der Faktengene und Analyse disziplinären Vorgaben untersteht. An diesem Punkt gesteht Latour der Wissenschaft durchaus eine Art relative Autonomie zu. Oder anders gesagt, in einem Milieu der dauerhaften Vermittlung behauptet und stabilisiert sie sich durch einen Prozess der ‚Autonomisierung‘ – eine Differenzierung deren Status noch weiter zu klären sein wird. In diesem engen sozialen Gewebe im Kreis der Kollegen mitsamt ihren Normen und Traditionen – ihrem Geist, wie Hegel sagen würde – dürfen sich WissenschaftlerInnen bei der Erkenntnisuche aber nicht dauerhaft einnisten. Diese Überschreitung ist eine mehrfache: hin zur beforschten Welt, zur interessierten Öffentlichkeit und zu mächtigen Verbündeten. Zu den beiden letztgenannten ist anzumerken: Abschließende Erkenntnisse ebenso wie Zwischenergebnisse und anfängliche Vermutungen müssen weitergereicht werden, um den Forschungsprozess nicht versiegen zu lassen. ‚Öffentliche Repräsentationen‘ und die Ausbildung von ‚Allianzen‘ sichern desweiteren die gesellschaftliche Wirksamkeit der Wissenschaft.<sup>22</sup> Eine weitere Zutat in diesem Kreislauf erzeugt den inneren Zusammenhang der vielseitigen Aktivitäten. Ohne ‚Bindeglieder und Knoten‘ würde der Faden zwischen der Erhebung von Daten und der praktischen Anwendung von Wissen abreißen – diese Referenz des Wissens wird im zweiten Kapitel ausführlicher behandelt werden (Latour 2002, 120).

Inmitten dieser zirkulierenden Konstitution von Wirklichkeit besitzen WissenschaftlerInnen keine Privilegien. Sie sind Aktanten unter anderen Aktanten. Unter diesen Begriff fallen Menschen wie Tiere, Begriffe wie Apparate gleichermaßen. Latour wählt einen solchen sehr abstrakten Term, um das Ganze des gesellschaftlichen Lebens einheitlich zu beschreiben als ein ontologisch homogenes Muster von Aktivitäten und Wirkungsweisen. Indem er darauf verzichtet, den an der Wissensproduktion Beteiligten besondere und spezifische Namen zu geben, versucht er Hierarchien zwischen den Akteuren zu vermeiden, ihr Einflussgebiet nicht vorschnell einzuschränken und keine eindimensionalen Relationen von Ursache und Wirkung zu zementieren. Die oftmals hochtrabenden Erwartungen, die sich um den Titel WissenschaftlerIn ranken, werden mit dem wenig aussagekräftigen Terminus des Aktanten zerstreut. Darin geht auch die etwas reichhaltigere Unterscheidung von menschlich und nicht-menschlich auf. Der prominente Begriff des Netzwerks verhält sich zu dem des Aktanten ebenfalls komplementär. Während unter letzterem alle möglichen Eigenschaften subsumiert werden können, umfasst der Netzwerkbegriff jedwede Verbindung und relationale Beziehung, die Aktanten miteinander eingehen. In einer solchen Struktur werden sie wechselseitig zum Mittel für die Zwecke des Anderen. In seinem Buch *Eine neue Soziologie für eine neue*

---

<sup>22</sup> Mit derselben begrifflichen Stoßrichtung definiert Karen Knorr-Cetina Wissenschaft als gleichsam transepistemisch und transwissenschaftlich. Sie will damit sagen, dass die wissenschaftliche Raison nicht allein durch objekt- und erkenntnisbezogene Erwägungen strukturiert wird, so wie auch die Bedingungen wissenschaftlicher Tätigkeit über die Universität hinausreichen (Knorr-Cetina 1991).

*Gesellschaft* resümiert Latour die Auswirkungen seiner metatheoretische Entscheidung: „So war Netzwerk eine Neuheit, die helfen konnte, einen Kontrast deutlich zu machen zu ‚Gesellschaft‘, ‚Institution‘, ‚Kultur‘, ‚Felder‘ etc., die oft als Oberflächen begriffen wurden, als Kausalitätsketten unbestreitbarer Tatsachen. Doch inzwischen sind Netzwerke die Regel und Oberflächen die Ausnahme. Der Begriff ist stumpf geworden. Und dennoch muß man den Kontrast zwischen dem verdeutlichen, was die Mittler sich vermehren läßt – das Netzwerk im Sinne des Akteur-Netzwerks –, und dem, was ohne sichtbare Mühe stabilisierte Ensembles von Zwischenglieder transportiert – das Netzwerk im banalen Sinne.“ (Latour 2007a, 229) Die Akteur-Netzwerk-Theorie zerstreut mithin sämtliche Zweifel, die sich gegenüber der Verknüpfung von Akteuren und sozialen Bereichen formulieren lassen. Das Tableau der gesellschaftlichen Einteilung und Differenzierung erscheint demgegenüber nachträglich.

An dieser Schnittstelle befindet sich auch der Begriff des Kollektivs, der bei Latour den der Gesellschaft beerbt. Idealerweise wird die Gründung eines Kollektivs bewusst und rational gesteuert. Die Gesellschaft unterliegt dann einer figurierten parlamentarischen Kontrolle. In einem zeitlich gestaffelten Verfahren erlaubt das demokratisch verwaltete Kollektiv zunächst allen Aktanten sich zu versammeln – es wird zur Arena der Selbstdarstellung und Geltungsansprüche –, um erst in einem zweiten Schritt präzise Regeln der Zugehörigkeit aufzustellen (Latour 2010).

Gleichwohl diese Hierarchien zwischen ontologisch Gleichen in einem offenen Prozess errichtet werden sollen, an dessen Ende die Exklusion der Nichtpassenden steht, schreibt Latour der Wissenschaft hierbei eine besondere Rolle zu. Er platziert die Wissenschaft sowohl im Zentrum der ökologischen Krise als auch im Mittelpunkt einer neu zu formulierenden politischen Ökologie (Latour 2010, 12f.). Er fällt mithin ein ambivalentes Urteil über den Nutzen wissenschaftlicher Erkenntnis. Diese kulminierte einerseits in den Triebkräften der industriellen Revolution, andererseits observierten WissenschaftlerInnen auch deren negative Konsequenzen und entwickelten neuartige Technologien zu ihrer Lösung.

In diesem wie in anderen Fällen besteht ihre wesentliche Tätigkeit darin, Orte, Umfänge und Maßstäbe zu produzieren. In ihren Versuchsräumen tauchen Objekte und deren Konstellationen auf, die vor dem Hintergrund spezifischer Maßstäbe qualifiziert werden. Dabei manifestiert sich der universelle Anspruch wissenschaftlicher Erkenntnis praktisch darin, dass die Produkte ihrer Tätigkeit prinzipiell auch außerhalb ursprünglicher Entdeckungszusammenhänge existieren können. Wissenschaft und Gesellschaft vereinigen sich dann in der Gleichheit ihrer Gegenstände wie der nach Komplexitätsgraden abgestuften Homogenität ihrer Bewertungsmaßstäbe. Wissenschaftliche Macht bestätigt und reproduziert sich, in dem sie die ursprünglichen Ziele anderer Akteure modifiziert. Dabei sind die

epistemischen Sonare der Wissenschaft nicht allein fähig, besonders diverse Aktanten zu mobilisieren und sichtbar zu machen, sie können auch Netzwerke von immenser Größe und Ausdehnung schmieden. Aus einer zu Beginn lokalen Agglomeration erwachsen dann globale Einflusssphären. Ihre Autorität bezieht Wissenschaft zugleich daraus, dass sie Gegenstände und Entwicklungen, die zur Latenz der Gesellschaft gehören, sprich wirksam sind ohne erfahrbar zu sein, überhaupt erst in die Ordnung des Sichtbaren überführt. Technologie und (methodisch geprüft) Wissen dringen derart immer weiter in die sozialen Beziehungen ein. Nach Latour liefert an erster Stelle die Wissenschaft den Kitt, der eine fluide Sozialität erst fest und dauerhaft zu artikulieren vermag: „Nun beginnt die ernsthafte Erforschung des Stoffes aus dem Gesellschaft gemacht ist. Beim Fehlstart, der der Soziologie unterlief, ist etwas vergessen worden, etwas, das zuerst unwichtig erschien: der Klebstoff, der stark genug ist, um alles zusammenzuhalten und der die Form von Wissenschaft und Technik annimmt.“ (Latour 2006c, 510)

Welche Auffassung partizipativer Forschung ergibt sich nun daraus? Wissenschaft gehört nach Latour keinem geschlossenen Universum an. Im Gegenteil wird die wissenschaftliche Realität durch einen Modus der grenzüberschreitenden Teilhabe gekennzeichnet. Sie wird durch den doppelten Kontakt mit einem Außen konturiert, das als solches kaum von einem Innen zu unterscheiden ist: Sie interagiert mit ihrem Untersuchungsgegenstand wie mit ihrem institutionellen Milieu. Innerhalb dieser Beziehungen sind die sozialen Standorte der beteiligten Personen nicht eindeutig und für alle Zeit fixiert. Darüber hinaus erscheint das wissenschaftliche Projekt nun als Baustein eines größeren Projekts. Es ist Teil der Gesellschaft oder anders gesagt, sie gehört einem Kollektiv an, das ihre disziplinäre und institutionelle Ausdifferenzierung tendenziell überschreibt und nivelliert. In dieser Gemeinschaft partizipiert die Wissenschaft an der Ökonomie, der Politik und der Kunst, ebenso wie diese an ihr partizipieren. Einem akademischen Autismus stellt Latour die Perspektive des ‚Oikos‘ gegenüber. In diesem gemeinsamen Haus werden sämtliche Aktanten zu Mitbewohnern (Latour 2010, 229ff.). Aus dieser theoretischen Warte kann es nicht überraschen, wenn WissenschaftlerInnen sich explizit dazu bekennen, an gesellschaftlichen Auseinandersetzungen teilhaben zu wollen. Gewissermaßen entdecken sie damit nur die ohnehin bestehenden Verwicklungen, partizipative Forschung in ihrer ontologischen Dimension, auf die von der ANT so beharrlich hingewiesen wird. Allein die intellektuellen Blockaden der modernen Denkweise verhinderten bisher deren Bewusstwerdung. Im Gefolge dieser tiefgründigen Einsicht würde sich nun aber die Möglichkeit ergeben, das Gemenge der Aktanten aktiver als bisher zu gestalten. Partizipative Forschung demokratisiert demnach die ohnehin schon pluralistische, gesellschaftliche Praxis der Wissenschaft.

Partizipation ist zu einem Chiffre für demokratische Experimente geworden. In dieser Hinsicht deckt sich Latours Theorie mit der Selbstbeschreibung partizipativer Forschungsprojekte. Dem entsprechend wäre in Bezug auf die beiden Fallstudien zweierlei zu erwarten: Erstens sollte die Kontaktaufnahme mit nicht wissenschaftlichen Akteuren problemlos verlaufen. Diese Annahme müsste selbst dann gelten, wenn tausende Kilometer zu überbrücken sind und verschiedene Kulturen aufeinandertreffen. NGO-AktivistInnen gehören zählen zu den Aktanten wie indische PolitikerInnen. Ihre Fähigkeit sich neu zu artikulieren, neue Beziehungen und Verbindungen einzugehen ist prinzipiell unerschöpflich. Zweitens sollte es möglich sein, diese Offenheit in dauerhafte Kollaborationen zu überführen. Latour führt uns WissenschaftlerInnen als Personen ohne Scheu vor Anderen und Fremden vor. Gleichzeitig können sie die gesellschaftlichen Lebensbedingungen in ihren Laboren nachstellen und so die äußere Anschlussfähigkeit ihrer Erkenntnisse gewährleisten. Es spricht demnach nichts gegen die Vermutung, dass sich ein breites gesellschaftliches Interesse daran entfalten lässt, mit WissenschaftlerInnen zu interagieren und ihre Kompetenzen für gemeinsame Ziele zu nutzen. Alles eine Frage der Investition. Welchen Preis zahlt man? Wie viel Mühe gibt man sich, um andere für die eigenen Vorhaben zu gewinnen? Es gibt keine grundsätzlichen Interessenkonflikte und Abwehrhaltungen, welche die erfolgreiche Errichtung von Netzwerken im Vorhinein verunmöglichen. Wissenschaft ist nach Latour ein kategorisch partizipatives Verfahren. Zusätzlich kann sie den Radius dieser wechselseitigen Beteiligung systematisch erweitern: „Es gibt kein ‚Außerhalb‘ der Wissenschaft, aber es gibt lange, schmale Netzwerke, welche die Zirkulation von wissenschaftlichen Fakten ermöglichen. [...] Die Kosten, um die Gesellschaft mit dem Innern der Laboratorien konform zu machen, damit deren Aktivität für die Gesellschaft relevant gemacht werden kann, werden dauernd vergessen, weil die Leute nicht sehen wollen, dass die Universalität ebenso eine soziale Konstruktion ist.“ (Latour 2006b, 131)

Im Gegensatz zu seiner eigenen Position besiegelt für Latour der Bourdieusche Feldbegriff das Ende aller Wissenschaft. Er macht undenkbar, was doch den Kern ihrer Tätigkeit ausmachen soll: Den Fakten ohne Vorbehalte zu folgen und ihre Erkenntnis ohne Beschränkung zu verbreiten (Latour 2008, 13). Mit derselben Vehemenz lehnt Latour den Begriff des Kapitals ab. Er suggeriert für ihn die Existenz einer dauerhaften Energie- und Machtreserve, die das wissenschaftliche Handeln fundiert und seine Bahnen vorzeichnet. Damit würde er verdunkeln, dass die Eigenschaften und das Vermögen von Akteuren beständig auf dem Spiel stehen. Alles entscheidet sich im Verhältnis zum Anderen. Nichts existiert jenseits dieses Kontakts, weder die Universität noch die in ihr ausgebildeten WissenschaftlerInnen (Latour 2006c, 209). Forschung ist also immer außerhalb ihrer selbst

bzw. ihr Selbst definiert sich als ein Außersichsein. Aktanten anderer gesellschaftlicher Sphären partizipieren an ihr und es bleibt allein abzuwarten, mit welcher Intensität und im Hinblick auf welche Ziele Partizipation ausgestaltet wird.

### **1.1.2 Die Autonomie der Wissenschaft**

Drei Merkmale charakterisieren die Wissenschaftstheorie Pierre Bourdieus: Erstens denkt er Wissenschaft als ein gemeinschaftliches Tun, das geteilten Regeln untersteht, anstatt der Freiheit und dem Erkenntnisdrang genialer Individuen zu folgen. Zweitens wird die Regelförmigkeit der wissenschaftlichen Praxis laut Bourdieu, trotz ihrer strategisch-intentionalen Ausrichtung, aus einem unbewussten Fundament konstituiert und angeleitet. Drittens resultieren ihre Erkenntnisse aus eigentümlichen Mitteln der Erhebung und Formalisierung. Dieser historisch besondere Zuschnitt muss in seinem spezifischen Unterschied zu andersartigen Formen des Weltzugangs begriffen und verstanden werden (Bourdieu and Wacquant 2006, 63).

Ohne ihre Autonomie wäre die wissenschaftliche Praxis nichts. Sie existiert nur durch ihre strukturelle Distanz zu anderen Feldern der Gesellschaft. Diese Selbstverwaltung ist aber nicht wie bei Leibniz als Teil einer monadischen Existenz zu denken (Leibniz and Hecht 1998), derzufolge Wissenschaft als einfache Substanz schlicht aus sich heraus existieren würde. Ihre Eigenständigkeit ergibt sich vielmehr aus einer relationalen Sozialbeziehung. Eine solche relative Autonomie ist allerdings ein paradoxes Phänomen, weil die Selbsterzeugung auf äußeren Bedingungen beruht. Zu diesen zählt Bourdieu neben dem identitätslogischen Bezug auf andere gesellschaftliche Felder – Wissenschaft ist was Politik und Ökonomie etc. nicht sind – auch den Tausch von Ressourcen, die innerhalb eines Feldes zu gewinnbringendem Kapital transformiert werden (zum Beispiel wird aus universellen Geldgütern das spezifische Kapital des Forschungsgeldes). Der zentrale Moment in der Strukturierung eines Feldes besteht darin, dass es inmitten äußerer Abhängigkeiten die Freiheit erhält, nach eigenen Gesetzen funktionieren zu können (Bourdieu 2006, 15, 46). Darin bekunden sich seine je eigenen Blickwinkel und Handlungszwecke. Laut Bourdieu wird von den Gesetzmäßigkeiten der Wissenschaft zweierlei verordnet:<sup>23</sup> Unter historischen Bedingungen transhistorische Wahrheiten zu produzieren und trotz einer ubiquitären

---

<sup>23</sup> Was eine solche Eigenlogik der ausdifferenzierten Sozialen Einheiten angeht, ähneln sich sicherlich die Argumentationen von Bourdieu und Luhmann. Insofern wäre es durchaus interessant, die Auseinandersetzung mit Latour entlang der theoretischen Apparatur der Systemtheorie zu wiederholen. Zudem könnte so auch die Aufgabe der Übersetzung genauer bestimmt werden, die im kommunikationstheoretischen Vokabular Luhmanns vor allen in der Konzeption heterogener Codes und Semantiken präzisiert wird (siehe u.a. Luhmann 1987).

Sozialität einen objektiven Zugang zur Wirklichkeit zu legen (Bourdieu 2006, 1). Bourdieu schreibt hierzu: „Die Determinierungen, deren Einfluß die in einem bestimmten Feld befindlichen Akteure (Intellektuelle, Künstler, Politiker oder Baufirmen) unterliegen, wirken nie direkt, sondern immer nur über die spezifischen Vermittlungen, die aus den Formen und Kräften des jeweiligen Feldes bestehen, das heißt also erst nach einer strukturellen Verschiebung (oder, wenn man es so will, Brechung), die um so stärker ist, je autonomer das Feld ist, das heißt je besser es imstande ist, seine spezifischer Logik als Kumulationsprodukt einer besonderen Geschichte durchzusetzen.“ (Bourdieu and Wacquant 2006, 136)

Innerhalb der einmal ausgebildeten sozialen Felder entfaltet sich fortan eine Dialektik, die zwischen Struktur und Individuum pendelt und in deren Umkreis professionelle WissenschaftlerInnen – mit einer geregelten Auffassung von ihrem Beruf, seinen probaten Instrumenten und Erfolg versprechenden Karrierewegen, kurz einem Sinn für die legitimen Stile und anerkannten Güter – ausgebildet werden. Die zirkuläre Kausalbeziehung zwischen der sozialen Position und der individuellen Disposition funktioniert wie folgt: Die Effekte eines Feldes, seine Platzanweisungen und Verhaltensvorschriften, setzen einen willfähigen Habitus – die Sensibilität, Kompetenz, Lust und Erwartungshaltungen des sozialisierten Körpers – voraus, den sie durch ihre Wirksamkeit zugleich erzeugen, bestätigen und reproduzieren. Nach Bourdieu kann dieser basalen und paradoxen Logik des Sozialen niemand entkommen. In seinem Handeln organisiert das Individuum die soziale Ordnung, strukturiert die Struktur, aber hätte es deren Normen und Regeln nicht bereits verinnerlicht, fehlte ihm das Gespür, um die Prinzipien und Ressourcen ihres Daseins zu bestimmen und zu nutzen (Bourdieu 2004a, 121).

Sozial integriert zu werden bedeutet für den Einzelnen, nicht nur die Geschehnisse auf den institutionalisierten Felder, kognitiv und vorreflexiv, verstehen zu lernen, sondern auch deren zukünftige Entwicklung alsbald antizipieren zu können. Verstand und Affekt des Individuums versenken sich dabei in die Dynamiken und Erfordernisse partikularer Sozialwelten. Obwohl alle ihre Angehörigen demselben Inklusionsmechanismus unterliegen, wird das Geschehen auf den sozialen Feldern nicht von einer harmonischen Gleichförmigkeit der Akteure dominiert. Stattdessen tobt dort ein Kampf um Zugänge, Hierarchien und Bewertungsmaßstäbe. Folglich wird auch der Wissenschaftsbetrieb von einer stark ausdifferenzierten Sozialstruktur getragen. Bourdieu beschreibt Felder als Spielorte, in denen um die Verteilung von (ökonomischen, sozialem, kulturellem und symbolischem) Kapital gerungen wird (Bourdieu 2005b, 167). Wer am wissenschaftlichen Ringen um Positionen, Anerkennung und Einfluss erfolgreich teilnehmen will, muss mehrere Schleusen passieren. Zunächst einmal die Eintrittshürde des Studiums, die unter anderem an die Existenz und Höhe

des Numerus Clausus gekoppelt ist. Um danach die Seiten zu wechseln und vom Belehrteten zum geschulten Lehrenden und gelehrten Forschenden zu werden, bedarf es weiterer Qualifikationen. Diese gestaffelte Gefüge von Bedingungen und Passagen reicht von den niedrigsten Positionen bis zu den höchsten: der Professur oder dem Direktorat. Der Clou der Bourdieuschen Soziologie liegt nun darin, diesen Marsch durch die Institution sehr wohl zu individualisieren, den Einzelnen darin aber nicht frei zu setzen und zu isolieren. Im Gegenteil handelt es sich um einen relationalen Prozess. Anders gesagt, es wird um knappe Güter gekämpft, wobei der Vorteil des Einen zum Nachteil des Anderen wird.

Die bloß relative Autonomie der Wissenschaft wird deutlich, wenn man betrachtet, wie diese institutionellen Ausleseprozesse durch die Klassenstruktur der Gesellschaft mitbestimmt werden. So verfügen Studierende bereits über eine soziale Herkunft, wenn sie die Universität betreten. Ihr gesellschaftliches Dasein beginnt nicht von Null. Und es ist nach Bourdieu wesentlich diese Klassenlage, die sie in bestimmte institutionelle Bahnen lenkt. Klasse ist keine Determinante, aber sie äußert sich in der objektiven Wahrscheinlichkeit, mit der bestimmte Karriereentscheidungen getroffen werden (Bourdieu 1992, 102).<sup>24</sup> Besonders interessant für die Analyse partizipativer Forschung ist dabei, dass Bourdieu nicht von einem singulären Markt, sondern von einem Komplex aus Teilmärkten ausgeht. Diese wissenschaftlichen Märkte werden wiederum durch die gegensätzlichen Pole aus weltlichen und szientistischen Kräften überformt. Zum Beispiel kann das Anforderungsprofil an akademische Funktionäre durchaus schwanken, je nachdem ob sie eine Position einnehmen, die es ihnen erlaubt, sich auf die Meriten der Forschung konzentrieren zu können oder ob ihr Aufgabe darin besteht, die Universität gegenüber der Öffentlichkeit anzupreisen und Forschungsgelder zu mobilisieren. Vor diesem Hintergrund ist davon auszugehen, dass das Bourdieusche Distanzgebot, sein Gütekriterium wissenschaftlicher Erkenntnis, nicht jede akademische Vita im gleichen Maß erfasst. An den weltlichen Rändern des Betriebs ebnen sich die Felderdifferenzen tendenziell ein. Diese werden sich ähnlicher und die Chancen einer gemeinsamen, kollaborativen Praxis verbessern sich.

Allen am Spiel interessierten Akteuren ist dabei eines gemeinsam: Ihr vorrangiges Interesse zielt auf den Erhalt der akademischen Institutionen mitsamt ihrer persönliche Teilhabe. Ohne diese Spielwiese entwertet sich ihr persönlich angehäuften Kapital rapide. Die Institution wird

---

<sup>24</sup> An dieser Stelle lässt sich unter anderem auf den exemplarischen Befund Bourdieu hinweisen, wonach JuraprofessorInnen sehr viel häufiger großbürgerlichen Verhältnissen entstammen als ihre Kollegen aus der Soziologie. In seiner Studie *Homo Academicus* seziiert er feinsäuberlich die Vielzahl der sozialen Determinanten, die das wissenschaftliche Handeln bestimmen ohne die Autonomie des Feldes aufzuheben. Diese könne sich nur im Widerstreit unterschiedlicher Legitimationssysteme konstituieren – in den simultanen, aber gegenläufigen Orientierungen an Macht und Erkenntnis –, womit sie von einer wesentlichen Instabilität gekennzeichnet sei (Bourdieu 1992).

zum Schicksal. Zugleich ist es unmöglich in ihr eine legitime Position einzunehmen, ohne dadurch ein bestimmtes Verhältnis zum sozial Anderen zu erben. Erfolg kann nur haben, wer sich auf das Spiel einlässt und die Vorschriften des Grenzverkehrs einhält. Bourdieu weist auf die besonderen Feldeffekte hin, die den Blick auf das gesellschaftliche Umfeld systematisch vorstrukturieren und bisweilen verzerren. Inmitten der wissenschaftlichen Praxis waltet eine ‚illusio‘: das Credo der Forschung. In seiner Reflexion auf die Wissenschaft unterstreicht Bourdieu den paradigmatischen Glauben an die Wahrheit, die mit einem bestimmten Selbstbild der WissenschaftlerIn gekoppelt ist. Beispielhaft demonstriert er dieses an der Philosophie Sartres. Sie propagiert einen eigentümlichen Habitus der Freiheit, dessen Quintessenz in der mutwilligen, aber unbewussten Durchstreichung sozialer Abhängigkeiten liegt. Mit anderen wissenschaftlichen Selbstbeschreibungen teilt Sartres Vorstellung, dass nur ein radikaler Individualismus die Objektivität der Erkenntnis garantieren kann. Nur das vereinzelt Subjekt ist frei genug, um dem Untersuchungsgegenstand auf sich wirken zu lassen, ohne ihn zu verstellen und in seiner Begegnung mit der Welt strikt einem analytischen Kalkül zu folgen (Bourdieu 2006, 38).

Daraus ergeben sich zwei Konsequenzen für die imaginäre Beziehung zur gesellschaftlichen Wirklichkeit: Erstens wird das wissenschaftliche Wissen als Wahrheit etikettiert. Obwohl es unter partikularen Bedingungen erzeugt wurde, verbindet sich mit ihm der Anspruch auf universelle Gültigkeit, sprich die publizierten Fakten sind prinzipiell für jeden und jede versteh- und rekonstruierbar (Bourdieu and Wacquant 2006, 225). Zweitens vermischen sich diese universalisierbaren Bedingungen der Erkenntnisproduktion noch mit einer weiteren Variante von Universalität, einer unbegrenzten Reichweite der Erkenntnis. Die lokalen Inseln der Evidenz, die im Institut und anderswo hervortreten, werden so induktiv zu Indizien der globalen Modellierung.<sup>25</sup>

Diese Globalisierungstendenz müsste, wenn man sie mit Bourdieu weiter denkt, auch die Ausgangsbedingungen partizipativer Verfahren beeinflussen. Der soziale Andere wäre immer schon, mehr oder weniger rudimentär, klassifiziert. Er wäre begriffen, bevor er überhaupt die Arenen der Partizipation betritt. Das klassische Beispiel hierfür ist die sogenannte ‚Bildungsdoxa‘: „Weil der Wissenschaftler nicht weiß, was seine Sicht eigentlich ausmacht, spricht er sie und sein Interesse an reinem Wissen und reinem Verstehen Akteuren zu, denen

---

<sup>25</sup> Bourdieus Klassen- und Habitusstheorie verfährt selbst auf diese Weise. Eine solche Universalisierungsdynamik kennzeichnet auch die Arbeit der ANT, im Besonderen den Übergang zwischen dem Labor als empirischen Ort und dem Labor als Metapher für Gesellschaft schlechthin. Auch wenn Latour und Bourdieu hier auf dieselbe Weise vorgehen, würde letzterer für seiner Theorie dennoch einen höheren Wahrheitsgehalt zu sprechen. Der Unterschied liegt nämlich darin, ob Induktionen von einer reflexiven Analyse der eigenen Lebensbedingungen begleitet werden. Wahrheit läßt sich demnach nur erreichen, wenn man die Vorannahmen über die Welt, die einem von der eigenen Lebenslage objektiv auferlegt werden, methodisch kontrolliert.

derlei normalerweise fremd ist“. (Bourdieu 2004a, 69) WissenschaftlerInnen übertragen demnach ihre eigenen Interessen und Kompetenzen gedanklich auf Andere. Entgegen falscher Verallgemeinerungen dieser Art müssten die Teilnehmerinnen partizipativer Forschungsprozesse erst darum ringen, in ihrer eventuell dissonanten Individualität anerkannt zu werden. Es könnte in diesem Rahmen auch noch eine andere Tendenz des wissenschaftlichen Feldes wirksam werden: Durch die eigenen Kategorien äußere Eindrücke wie ein Prisma zu brechen. Insofern der Andere als Anderer erscheint wird er auch zum Katalysator der sozialen Distinktion. Wer gegenüber der Wissenschaft seine Eigenart bekundet kann schnell zum „antagonistischen Spiegelbild“ werden (Bourdieu 2004a, 128). Es scheint demnach offen, ob die NGO-AktivistInnen, Bäuerinnen und PolitikerInnen, die von partizipativer Forschung eingeladen und herbeigerufen werden, die wissenschaftliche Praxis ernsthaft bereichern oder im Gegenteil provozieren, dass WissenschaftlerInnen sich die Kernkompetenzen zurückziehen, denen sie ihren Erfolg und ihre Wertschätzung verdanken.

Festzuhalten bleibt zugleich, dass sich in der relativen Autonomie der Wissenschaft zwar ein eigenes Wesen der Scholastik formiert, sich dieses aber nicht immer in Reinform durchsetzt. Wohlgermerkt verfehlet Bourdieu nach eigenen Aussagen keine substanzialistischen Denkfiguren. Er vertrete vielmehr einen historischen Strukturalismus, der von der Trägheit der Strukturen ausgeht, ohne ihre Wandelbarkeit vollkommen zu verneinen (Bourdieu 2005a, 193). So stellt die wissenschaftliche ‚illusio‘ einerseits zahlreiche Bewältigungsformen bereit, um die Integrität der Wissenschaft im Kontakt mit anderen Feldern und Akteuren zu bewahren, andererseits beschreibt Bourdieu das Verhältnis der gesellschaftlichen Bereiche zueinander als „System von stets wiederkehrenden Fragen“ (Bourdieu and Wacquant 2006, 142). Es handelt sich hier um eine paradoxe Konstellation der Faktoren und Einflüsse. Während es zu den Selbstverständlichkeiten des akademischen Betriebs gehört, Studierende auf die Anwendbarkeit von Wissen hinzuweisen oder sie gezielt dafür auszubilden, werden all diese Bemühungen, den Grenzverkehr zu steuern, Wissenschaft und Gesellschaft einander anzunähern, von einem gemeinschaftlichen Unbewussten begrenzt. Anders als bei Latour interagieren Menschen bei Bourdieu nicht allein nach den pragmatischen Erfordernissen der Situation. Die erlebte Gegenwart wird stattdessen durch die einverlebte Geschichte der Strukturen reguliert. Jedes Entscheidungskalkül in ein affektives Milieu eingebettet, das als letzte Instanz den Impuls lenkt, diese oder jene Handlung zu wählen, oder aber von bestimmten Aktivitäten Abstand zu nehmen (Bourdieu 2004a, 126, 297). Der rationale Entschluss zur Partizipation könnte demnach von einer unbewussten Abwehr durchkreuzt werden. Eine solche tiefgehende Blockade würde verhindern, dass man die gewohnte Umgebung der Universität überhaupt geistig und emotional verlassen kann.